



**Michel Onfray:
Anti Freud.**

*Die Psychoanalyse wird
entzaubert.*

Aus dem Französischen von
Stephanie Singh.

München: Knaus Verlag 2011,
544 S., 24,99 €,
ISBN: 978-3-8135-0408-8

Im April 2011 erschien im Knaus Verlag in deutscher Übersetzung das letzte Jahr in Frankreich breit und aufgebracht diskutierte Buch *Anti Freud* des Populärphilosophen Michel Onfray. Dass der Psychoanalyse in den intellektuellen Debatten und im philosophischen Kanon Frankreichs eine größere Bedeutung als in Deutschland zukommt, mag ein Grund dafür sein, dass Onfrays Werk nicht ganz so hohe Wellen im hiesigen Feuilleton geschlagen hat.

In atheistischen Kreisen allerdings hat sich Onfray, der 2002 seinen Lehrerberuf an den Nagel hängte, um die *Université populaire* in Caen zu gründen, durch seine Veröffentlichung *Wir brauchen keinen Gott. Warum man jetzt Atheist sein muss* von 2006 auch in Deutschland einen Namen gemacht. Im *Anti Freud*, der als „nietzscheanische Analyse Freuds“ (S. 32) nicht zufällig an den *Anti-Christ* und im französischen Originaltitel *Le crépuscule d'une idole. L'affabulation freudienne* an die *Götzen-Dämmerung* erinnert, hat sich Onfray „das gleiche Ziel [gestellt] wie in *Wir brauchen keinen Gott*, diesmal jedoch anhand eines Stoffes namens Psychoanalyse“. (S. 33)

Abgeliefert hat Onfray eine persönliche Abrechnung mit Sigmund Freud und der Psychoanalyse als Wissenschaft und Therapie in einem über weite Strecken aggressiven und böartigen Ton, die keine inhaltlich überzeugende Kritik an der psychoanalytischen Theorie oder der Geschichte der psychoanalytischen Theoriebildung leistet.

Den *Anti Freud* habe Onfray bewusst als eine „Psychographie“ (S. 103) verfasst, denn er „halte [s]ich gleichermaßen von den Hagiographien und den Pathographien fern“. (S. 43) Es geht dem Autor hierbei um eine methodische Abgrenzung. Weder will er seine Biographie über Freud als Heiligenverehrung schreiben, wie es Hagiographen tun, zu denen zählt er die bekanntesten Freud-Biographen Ernest Jones und Peter Gay. Noch scheint Onfray Freuds psychoanalytischen Kulturstudien folgen zu wollen, von denen *Der Moses des Michelangelo* ein Beispiel ist. Darin deutet Freud anhand von biographisch bedingten seelischen Konflikten und psychischen Symptomen des Künstlers im Sinne einer Pathographie die Bedeutung der Moses-Statue des Michelangelo.

Von beiden Formen der Biographieschreibung will sich Onfray abgrenzen, denn sie widersprechen in seinen Augen wissenschaftlicher Kreditibilität. Daher möchte er mit seiner Psychographie eine „objektive“ Arbeit über Freuds Psyche und deren Niederschlag in seinem Werk abgeben, und bedenkt dabei nicht, dass sich kein Autor der eigenen Subjektivität beim Schreiben entledigen kann. Auf diese wäre vielmehr zu reflektieren.

Herausgekommen ist aber letztlich genau das, von dem Onfray größtmöglichen Abstand halten will – ein 544-seitiges Werk, welches Freud sowohl als einen zu stürzenden Heiligen, der „Gott und Stammesfürst zugleich war“ (S. 389), als auch als einen von Inzest und „vom Vatemord besessene[n]“ (S. 340), also als einen psychisch kranken Menschen portraitiert. Freuds Nähe zum Wahnsinn zeige sich nicht nur privat, sondern auch in seiner psychoanalytischen Theorie, die ideologisch gesehen reaktionär sei und mit dem Faschismus sympathisiere. (vgl. S. 407)

Onfrays Hauptthese ist die, dass Freud ein selbsternannter und von seinen SchülerInnen anerkannter Halbgott oder Gott war und ist (vgl. S. 126), und dass sowohl die psychoanalytische Lehre als auch Organisation der internationalen Psychoanalyse eine Art Katholizismus darstelle. Onfray zeichnet das Bild einer „generalstabsmäßig ... nach dem Modell der katholischen apostolischen Kirche“ (S. 465) organisierten Psychoanalyse mit Bischöfen

und Konzilen (vgl. S. 465 ff.), die in Gestalt der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung (IPV) weltweit agiere und die orthodoxe Lehre festlege sowie Abweichler enttarne.

Es gab natürlich Ausschlüsse von Psychoanalytikern, wie der von Carl Gustav Jung aus der *Wiener Mittwochsgesellschaft*, welcher mit seiner Archetypenlehre die Tür für naturalisierende und rassentheoretische Gedanken zur Vererbung von psychischen Strukturen öffnete. Diese wurden allerdings auch inhaltlich begründet – Freud insistierte im Gegensatz zu Jung darauf, dass das Unbewusste durch die je individuelle Entwicklungs- und Beziehungsgeschichte determiniert sei – und unterlagen nicht nur persönlichen Ressentiments wie Onfray behauptet.

Allerdings – so ist dem Autor zu gute zu halten – haben bei Ausschlüssen aus psychoanalytischen Verbänden vermutlich oft auch persönliche und institutionelle Machtfragen sowie Konkurrenzsituationen eine Rolle gespielt. Reicht es nun aber aus, Formalien wie das begründete Insistieren auf bestimmten theoretischen Essentials oder Ausbildungsinhalten durch die psychoanalytischen Fachgesellschaften als Beweise für den Katholizismus der Psychoanalyse heranzuziehen? Legen nicht auch die meisten anderen Wissenschaften theoretische Standards als gültigen Erkenntnisstand fest und würden demzufolge als katholizistisch gelten? Müsste man nicht vielmehr die Güte der inhaltlichen Begründung dieser Standards als Kriterium in Anschlag bringen? Dann fänden sich wohl einige Punkte anhand derer man die Praxis von einigen orthodoxen psychoanalytischen Organisationen kritisieren könnte, beispielsweise bezüglich der heterosexistischen Auswahl der AusbildungskandidatInnen.

Mittels des Vergleichs der Psychoanalyse mit dem Katholizismus deutet der Autor Freuds ganzes Schaffen als religiös, Größenwahnsinnig mit einem allumfassenden Geltungsanspruch, und Freud als Papst und Gründungsvater zugleich. Demzufolge habe Freud mit seinen *Gesammelten Werken* eine „Heilige Schrift“ (S. 358) abgeliefert und die Fallstudien von Anna O., Dora, dem Kleinen Hans, dem Wolfsmann und dem Rattenmann seien darin das „Evangelium“ (ebd.).

Allerdings passt der von Onfray unterstellte „ideologische ... Totalitarismus“ (S. 125) so gar nicht zu Freuds sich wissenschaftlich bescheidendem Gestus, dass seine Erkenntnisse vorläufige seien, man es noch nicht besser wisse und leider Erkenntnislücken bestehen blieben – Formulierungen, die

in den meisten von Freuds Texten anzutreffen sind. Diese Freudsche Haltung benennt Onfray zwar, doch er deutet sie als strategisch und berechnend.

Die wiederholten Vergleiche von Freud mit Jesus, Moses und Gott schlagen im *Anti Freud* in Gleichsetzungen um, die vom Autor nicht mehr kritisch reflektiert werden: „Die Parallelen nehmen kein Ende: Freud als monotheistischer Gott; sein Leben als das Leben von Gottes Sohn in Menschengestalt; seine Universalisierung nach Art einer Kirche“. (S. 472). Onfrays Projektionen und Überzeichnungen rutschen so ins Lächerliche.

Doch nicht nur in der Organisation und Inszenierung als Gott zeige sich der Katholizismus Freuds: „Die Psychoanalyse bietet eine umfassende Weltsicht, Antworten für jeden und mit dem Unbewussten ein Konzept unter das man alles subsumieren kann, was auf dieser Erde war, ist und sein wird. Sie funktioniert wie eine Art Ersatzmetaphysik in einer Welt ohne Metaphysik“ (S. 469).

Dass die Psychoanalyse, deren Gegenstand das Seelenleben der Subjekte ist, folglich also auch den Untergang der Dinosaurier und die Logik des Kapitalismus mittels der Mächtigkeit des Unbewussten erklären können soll, ist offensichtlich absurd und nicht ihr Anliegen. Sie ist eine Grenzwissenschaft, welche sich dem subjektiven Erleben und dem Verdrängten widmet, also mit letzterem besonders jenen seelischen Inhalten, welche sich dem Bewusstsein des Subjekts entzogen und gleichzeitig objektiv eine Bedeutung für dieses haben.

Was bedingt durch die individuelle Lebensgeschichte aus den Triebregungen des Subjekts, die sowohl körperlich als auch seelisch sind, geworden sein wird, damit befasst sich die Psychoanalyse als triebtheoretische Wissenschaft. Und da die Triebe eben auch ans Somatische angebunden sind, hat die Psychoanalyse auch an den Naturwissenschaften teil. Dies nun aber bestreitet Onfray vehement und aberkennt ihr den Status einer Wissenschaft. (vgl. S. 323)

Wenn die gegenwärtige Welt ohne Metaphysik sei, wie Onfray behauptet, wohin gehört dann das Irrationale, das von Gefühlen geleitete Denken und Handeln, welches scheinbar keine sinnvolle Basis in der äußeren Realität hat? Sind irrationale Äußerungen nur ein Ausrutscher in der sonst von Zweckrationalität bestimmten Welt? Was ist mit dem täglich hundertfachen

Händewaschen eines Zwangsneurotikers, das auf den ersten Blick blödsinnig erscheint? Und wie erklärt sich der individuelle Ausfall von Reflektion auf das eigene gewalttätige Handeln in einem Hooliganmob?

Hier kommt man mit einem starren Rationalismus, wie ihn Onfray zu vertreten scheint, nicht weiter. Sondern es bedarf eines Zugangs zur zu großen Teilen unbewussten psychischen Realität der Subjekte, um das scheinbar nicht vernünftig Erklärbare in etwas mit Vernunft zu Erklärendes zu übersetzen – so das Anliegen der Psychoanalyse. Dass die Psychoanalyse deshalb aber als Vertreterin von magischem Denken (vgl. S. 377) zu gelten hat, die „durch ihre ablehnende Haltung gegenüber der Geschichte, der Realität und der materiellen Kausalität“ (S. 406) charakterisiert sei, kann Onfray nicht stichhaltig begründen.

Vielmehr verwundert es, dass er sich im *Anti Freud* vielfach in unreflektierte Widersprüche begibt, indem er beispielsweise Freud als größten antimaterialistischen Philosophen des 20. Jahrhunderts (vgl. S. 332) bezeichnet, gleichzeitig aber die Verankerung des Psychischen im Körperlichen, die Freud beispielsweise in seinen Triebkonzepten vornimmt, bemerkt. Onfray hat keinen Zugang zur „impliziten Dialektik des freudschen Materialismus“, wie Jochen Kirchhoff 2009 anmerkte, und verharrt stattdessen in seiner Lesart der Psychoanalyse als Katholizismus, die von der Textrealität der Freudschen Theorie absieht.

Neben der hagiographischen Ausrichtung des *Anti Freud* steht die pathographische, welche Freud als psychisch kranken Geist zeichnet. Dazu zückt Onfray immer wieder die moralisch aufstachelnde Karte des inzestuösen Perversen und Pädophilen. Freuds „inzestuöse ... Pathologie“ (S. 135) versucht er vor allem auch anhand der Familiengeschichte Sigmund Freuds darzulegen. Doch mit einer vom Autor behaupteten „wertfreie[n] Darstellung“, die kein „moralisches Urteil“ (S. 125) fällt, hat der *Anti Freud* wenig zu tun. Vielmehr erinnert der Text über weite Strecken an die nach Skandalen gierende Klatschpresse, die im Privatleben des Betreffenden herumwühlt, ihm vermeintlich lustige Kosenamen gibt und besonders gern nach sexuellen Ungehörigkeiten fahndet. Beispielsweise wird Freud zum „Gold-Sigi“ (S. 116) seiner Mutter Amalia erklärt, die mit dem zwanzig Jahre älteren Jakob Freud verheiratet war, doch – so betont Onfray – auch mit dessen mit ihr gleich altem Sohn aus erster Ehe Sigmund Freud gezeugt haben könnte. (vgl. S. 110)

Zu den ödipalen und inzestuösen Szenarien, mit denen Onfray hantiert, während er deren wissenschaftliche Gültigkeit gleichzeitig bestreitet, gehört auch Freuds eventuelle Affäre mit seiner Schwägerin Minna. Über diese empört sich der Autor und stellt Mutmaßungen über die Gelegenheiten an, wie sie hinterrücks und dreist ausgelebt wurde. Zudem bezeichnet er das mit einer neunjährigen Lehranalyse beim Vater durchaus zu problematisierende Verhältnis von Sigmund Freud und seiner Tochter Anna als „eine ontologisch inzestuöse Beziehung“ (S. 110) und suggeriert, die Differenz von Realität und Phantasie verwischend, dass Freud hier nun ausleben konnte, was er sich sehnlichst mit der eigenen Mutter gewünscht hatte, ihm aber verwehrt geblieben sei. (vgl. S. 473)

Die „Perversion Freuds“ finde sich auch in dessen psychoanalytischer Lehre wieder, pathologisiert Onfray weiter, denn mit dieser habe der Psychoanalytiker „nur ein Ziel [verfolgt]: mit seiner Krankheit nicht mehr allein zu sein“ (S. 103). Freud habe eine ganze Welt erfunden, „um mit seinen Hirngespinnsten leben zu können“ (S. 32). Besonders deutlich lässt sich dies aus Onfrays Sicht darin erkennen, dass es „für Freud keinen wirklichen Unterschied zwischen dem Kranken und dem Gesunden“ gäbe. (S. 392) Hier zeige sich eine von „Freuds seltsamsten Perversionen ... – nachvollziehbar bei jemandem, der so schnell wie möglich *normal* werden wollte“. (S. 178)

Zwar zitiert Onfray Freuds Auffassung richtig, „daß es nur quantitative und nicht qualitative Unterschiede zwischen den Normalen und den Neurotischen gebe“. (*Protokolle der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung*, Bd. IV, S. 35) Doch er verleugnet letztlich, dass Freud eine „wirkliche“ Differenzierung vornimmt, und zeigt dadurch wenig Sachverstand.

Der Autor offenbart ein alltägliches, moralisch aufgeladenes und kein an der aufgeklärten und anti-normativen Sexualwissenschaft, beispielsweise eines Volkmar Sigusch, orientiertes Perversions- und Normalitätsverständnis, indem er eine strikte, puristische Trennung von psychisch normal und krank bzw. pervers vertritt. Dadurch kann Onfray sich selbst in „gesunden Gegensatz“ zum „perversen Freud“ bringen und muss sich nicht mit dem emanzipatorischen Gehalt des am Fortpflanzungsakt als biologisch-materialistischen Kriterium orientierten freudschen Perversionsbegriff auseinandersetzen: „daß dem Sexualleben des Normalen nur selten der eine oder andere perverse Zug abgeht. Schon der Kuß hat Anspruch auf den Namen eines perversen Aktes“. (Freud, *Gesammelte Werke*, Bd. XI, S. 333)

Neben der „Entlarvung“ Freuds als Gott und den PsychoanalytikerInnen als „priesterhafte[r] Kaste“ (S. 20) sowie der Darlegung von Freuds „inestuöser Pathologie“ (S. 135), an der sein ganzes Werk krankt, führt Onfray eine dritte These an. Freuds Denken und die Psychoanalyse stehen in der „Tradition der Gegenaufklärung ... Im besten Falle ist sie also eine konservative, im schlimmsten eine reaktionäre Strömung“. (S. 407) Deutlich werde das daran, dass man „[a]uf den vielen tausend Seiten von Freuds Gesamtwerk ... eine ehrliche Kritik am Kapitalismus genauso vergeblich wie eine Kritik am Faschismus oder dem Nationalsozialismus“ sucht. (S. 407) Vielmehr sieht der Autor eine mentale Nähe Freuds sowohl zum kapitalistischen als auch zum faschistischen Denken gegeben.

So brächten Geldgier und Machthunger, als der vom Autor ausgemachte „eigentliche“ Antrieb für Freuds therapeutisches und theoretisches Arbeiten, den Psychoanalytiker im vulgären-kapitalismuskritischen Sinne ins Lager der Kapitalisten und Bürgerlichen. So habe Freud seine psychoanalytischen Behandlungen unnötig in die Länge gezogen – eben um mehr Geld zu verdienen und nicht, weil es das Leid seiner PatientInnen und dessen Behandlung erforderten. Dies sei getreu dem Motto geschehen: „Wer viel zahlt, wird schneller gesund“. (S. 348)

Ideologisch habe Freud mit seinen Überlegungen zu Führer und Masse, Urvater und Urhorde beispielsweise in *Massenpsychologie und Ich-Analyse* sowie in *Totem und Tabu* seine private Faszination für Mussolinis Faschismus theoretisch unterfüttert. (vgl. S. 438 ff.) Und Freud sei gewissermaßen selbst ein Nazi, der in seinen Schriften einen „totalen Krieg gegen die Philosophen“ führe. (S. 77) (Dass sich Onfray in dieser Logik auch selbst angegriffen fühlt, ist zu vermuten.)

Suggestiv hängt sich an diese Nazivergleiche der Gedanke, dass man in einem solchen Falle nichts anderes tun kann, als die drohende Vernichtung mit einem Gegenschlag zu beantworten – so wie es die Alliierten militärisch mit Nazideutschland tun mussten und wie es sich Onfray mit Freud zu tun bemüßigt fühlt. So scheint Onfray im *Anti Freud* eine Art intellektuellen Überlebenskampf zu inszenieren, bei dem nur einer siegen kann – er selbst oder Freud. Über einige Motive für den intendierten Sturz Sigmund Freud als intellektuell ernstzunehmenden Vertreter von Aufklärung und Religionskritik gibt Michel Onfray im *Anti Freud* selbst Auskunft.

Er sieht den Psychoanalytiker als Gegner der Ideen Nietzsches als auch Proudhons, mit denen Onfray sich in seinem Denken am meisten identifiziert. Freud habe Nietzsche als seinen eigenen geistigen Vater nicht öffentlich anerkannt und in seinen Schriften verleugnet, weil er an diesen – so Onfrays Erklärung – intellektuell nicht heranreichte, dies nicht ertrug „und deshalb denjenigen den Flammen vorwarf, den er verehrte“. (S. 58)

Dass Freud Nietzsches Einfluss auf sein Denken tatsächlich nicht in seinen Schriften angemessen auswies, ist unter Freud-KennerInnen unbestritten. Ob nun aber das Motiv Freuds in seinem pathologischen Narzissmus und in seinem Faible für den geistigen Vatermord liegt – wie Onfray meint – ist zweifelhaft. Zudem fällt hier auf, dass der Autor genau die Karte zur Argumentation spielt, welche er Freud als eine seiner Besessenheiten ankreidet: geistigen Vatermord zu begehen.

Als weiteres und politisches Motiv schält sich heraus, dass Onfray Proudhons Liebe zum Volk teilt (vgl. S. 15) und einen „libertaristischen Sozialismus“ vertritt. (ebd.) Daran anschließend wirft er Freud vor, dass dieser eine Seelenkur nur für die Reichen erfunden habe (vgl. S. 339) und dass „Freud kein Aufklärer [gewesen sei], der das Volk als Souverän einer Demokratie sehen wollte, sondern ein antiphilosophischer Denker, für den sich die Macht in einer Person konzentrieren musste – war es früher der König, so zu Freuds Zeiten eben der Diktator.“ (S. 454). Dies ließe sich aus Freuds Theorie der Massenpsychologie sowie von Urhorde und Urvater folgern, stichhaltig entwickeln vermag dies Onfray allerdings nicht und verharret dadurch auf der Ebene von Unterstellungen.

Im *Anti Freud* zimmert Michel Onfray das Bild eines reaktionären, größenwahnsinnigen und psychisch kranken Mannes namens Sigmund Freud zusammen und verbeißt sich in seine Lesart von Freuds Leben als auch seiner psychoanalytischen Theorie als Katholizismus, die er nicht stichhaltig entwickeln kann. Der Autor diskreditiert sich mit seinen oft absurden Überspitzungen, unreflektierten Projektionen und seiner emotional aufgeladenen Sprache als ernstzunehmender Theoretiker und leistet mit seiner persönlichen Abrechnung keine inhaltlich überzeugende Kritik an der Psychoanalyse und der Geschichte ihrer Theoriebildung.

Juliane Hummitzsch